

Kartoffelfeuer

Es war in einem jener mageren Jahre, die in unserem Leben nicht selten gewesen sind. Ich war an die siebzehn Jahre alt, war im Sommer ziemlich krank gewesen und sollte nun zur Erholung im Herbst für zwei Wochen in ein fränkisches Dorf, wo mein Onkel als Lehrer wirkte und wo es mehr zu essen gab als bei uns in der Stadt. Mein Onkel war noch ein junger Mann, unverheiratet, er nahm mich gern in seinem Schulhaus auf. Vormittags trieb ich mich in dem stattlichen Obstgarten herum und ließ mir Äpfel und Birnen gut schmecken. Eine oder zwei Stunden verbrachte ich auch im Unterricht meines Onkels, ich half ihm bei der Durchsicht der Schulhefte. Zum Mittagessen gingen wir dann in den Gasthof „zum Adler“, der allerdings seinen pompösen Namen nicht verdiente. Denn es war nur ein bescheidenes Dorfwirtshaus, das von dem alten Witwer Martel und seiner Tochter Loni bewirtschaftet wurde. Mein Onkel und ich – wir waren zum Mittagessen oft die einzigen Gäste. Loni war nur etwa ein oder zwei Jahre älter als ich, sie stellte uns immer einen vollen Teller dampfender Suppe hin und sorgte dafür, daß die Fleischportionen recht gut bemessen waren.

„Iß nur tüchtig, Lutz“, sagte sie zu mir, „bist noch recht blaß und schmal, sollst doch gut erholt zu deinen Eltern heimkommen.“

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Der Aufenthalt in der frischen Luft machte mir Appetit und dann wollte ich doch der Loni, die mich immer so freundlich ansah, zeigen, wie gut mir ihr Essen schmeckte. Ja, Loni gefiel mir nicht schlecht, schade, daß sie den ganzen Tag arbeiten mußte, daheim in der Wirtschaft und draußen auf dem Feld – ich wäre so gern mit ihr auf einem der Weinbergswege hinter dem Dorf hügelan gelaufen, hinauf zu den Resten einer alten Burg, wo in den verlassenen Gewölben für einen Jungen sicher allerlei zu entdecken war.

So aber nahm mich mein Onkel nachmittags mit an den Main, er hatte dort das Fischwasser gepachtet, da er ein leidenschaftlicher Angler war. Nun dort am Ufer gefiel es mir auch nicht schlecht, mein Onkel erklärte mir genau, wo man die Fische suchen mußte, er überließ mir auch öfters seine Angel und freute sich mit mir, wenn es mir gelang, die Beute unserer „Meefischli“ zu bereichern.

An einem besonders freundlichen Herbsttag, an dem die Sonne noch einmal in die Weidenbüsche und in das Schilf hineinglänzte, meinte mein Onkel, wir sollten die gefangenen Fische gar nicht erst nach Hause tragen, sondern gleich hier am Ufer verzehren. Das war ein Vorschlag nach meinem Geschmack. Wir machten auf dem Damm eines Altwassers aus Steinen einen Herd, ich sammelte aus dem Uferdickicht trockenes Schilf und altes Holz, während mein Onkel die toten Fische, nachdem sie geschuppt waren, auf frische Stecken spießte und sie rings um den Steinherd so anbrachte, daß sie von der Glut eines Feuers gebraten, aber nicht verbrannt werden konnten.

„Ich mach das hier fertig“, sagte mein Onkel, „lauf du inzwischen ins Dorf, im ersten Haus gibt man dir eine Tüte Kartoffeln, bring sie her, sollst sehen, wie gut solche Kartoffeln zu den Fischen schmecken, wenn man sie in die heiße Asche wirft.“

Ich nickte und rannte los. Es würde ohnedies eine halbe Stunde dauern, bis

ich wieder zurück war. Als ich aus den Uferweiden herauskam und ein paar-hundert Schritte über die Wiesen gelaufen war, kam ich zu einem Kartoffel-acker. Er lehnte sich an eine lange Hecke mit Schlehdorn und Brombeeren, an deren Ende eine Scheune stand. Eigentlich dumm, fiel es mir ein, wegen einer Tüte voll Kartoffeln ins Dorf zu laufen. So wertvoll sind Kartoffeln wohl nicht. In den nächsten Tagen würde man sie ohnedies aus der Erde holen und in Säcke füllen. War etwas dabei, wenn ich ein paar Kartoffelstöcke herausriß und ein kleines Häufchen mit Kartoffeln in mein Taschentuch füllte!

Ich bückte mich. Das ging ja prima. Die Stauden ließen sich leicht heraus-ziehen, es war wirklich keine Hexerei die Erdballen abzuschütteln und die Knollen zusammenzulesen. Das Taschentuch konnte man wieder waschen, gleich unten am Main wollte ich es säubern und auswringen. Ich warf das Kar-toffelkraut in die herbstlich gelben Brombeerbüsche und wollte gerade mit meinem Bündel davongehen, da erschien von der Scheune her vor der Hecke Loni – ja sie war es, gewiß gehörte der Acker ihrem Vater. Ja, so war es, ich lief natürlich nicht davon, Loni hatte mich ja gesehen, sie kam direkt auf mich zu. Sie lächelte mich an wie immer.

„Ich habe gerade eine Stunde Zeit“, sagte sie, „ich wollte in der Scheune nachsehen, ob noch Heu für Winterfutter hineingeht, aber nein, sie ist voll. Aber es gibt ja jetzt wohl keine Gewitter mehr. Denn das wäre so was, wenn ein Blitz in die Scheune schlägt!“

„Schau her“, sagte ich, „ich habe Kartoffeln auf euerem Acker gestohlen, ich sollte sie eigentlich für meinen Onkel aus dem Dorf holen – aber du siehst, ich hab es mir leicht gemacht. Einfach gestohlen!“

„Zeig her“, meinte Loni, „ich will nur sehen, ob sie gut geraten sind – o schön, in den nächsten Tagen werden wir sie heraushacken. Brauchst dir nichts zu denken, ich schenke dir die Kartoffeln.“

„Aber sie sind gestohlen“, antwortete ich trotzig.

„Laß“, sagte Loni, „komm, ich habe etwas Zeit, schau hin, dein Onkel hat das Feuer schon angemacht, er wird froh sein, wenn wir eher mit den Kar-toffeln hinkommen.“

Wirklich – dort vom Ufer her kamen die Schwaden des Feuers. Ich scheute mich aber die Kartoffeln aufzuheben – da ließ Loni sie aus meinem Taschen-tuch in ihre Schürze rollen und ging voraus den Pfad zum Ufer hinunter. Ich trollte hinterdrein, es war mir nicht recht geheuer, vielleicht verriet Loni meine Missetat dem Onkel.

„Ah, Loni“, sagte mein Onkel, „was für eine Freude, dich einmal hier zu sehen. Wie, die Kartoffeln habt ihr auch schon da? Das ist aber schnell ge-gangen“.

„Ja“, sagte Loni, „ich habe Lutz getroffen und da haben wir gleich aus un-serem Acker dort bei der Scheune ein paar Stöcke herausgerissen, da brauchte Lutz nicht ins Dorf zu laufen.“

Am liebsten hätte ich gesagt, stimmt alles nicht, aber Loni lachte mich an und legte ihren Zeigefinger auf die Lippen, sodaß ich schwieg. Unterdessen bräunte die Hitze die Fische an den Stecken und da legten wir auch an den Rand der heißen Glut die Kartoffeln, wir bedeckten sie mit qualmenden Aschenstücken.

Nun wollte Loni wieder gehen. Aber mein Onkel ließ sie nicht fort. „Du hast mir schon so oft das Essen gebracht“, sagte er, „daß du heute bei diesem Fischgericht unser Gast sein muß.“

Loni gehorchte. Es war aber auch ein köstliches Mahl, das da auf dem Uferdamm des Altwassers bereitet wurde. Die „Meefischli“ waren an ihren Stecken rösch und knusprig geraten, und wenn man von den Kartoffeln die schwarz verkohlte Schale entfernt hatte, schmeckte das goldgelbe Innere wunderbar, es war darin etwas vom Geruch herbstlich reifer Erde, und ein zarter Duft wie bei frisch Geräuchertem stieg uns in die Nase. Sogar mir schmeckte dieses Essen, obwohl ich mich vor Loni immer noch schämte.

In den nächsten Tagen holte der Adlerwirt Mertel mit Loni, einem Knecht und einer Magd die Kartoffeln aus dem Acker. Auch ich war ein paarmal dabei und half, so gut ich es konnte, die Stöcke herauszuhacken. Loni sollte sehen, daß ich die Geschichte mit den gestohlenen Kartoffeln wieder in Ordnung bringen wollte. Nun man hatte nichts dagegen, daß ich auch dabei war, als man das Erträgnis in Säcke füllte, und schließlich türmte ich mit Loni auch das Kartoffelkraut auf einen Haufen.

So – das war getan. Es kam der letzte Tag meines Aufenthaltes auf dem Land. Morgen in aller Frühe sollte ich wieder in die Stadt zurückfahren. Es war noch einmal ein sonnenfunkelnder Tag, als sollte mir der Abschied besonders schwer gemacht werden. Ich war mit meinem Onkel noch einmal beim Angeln, aber heute hielt es mich nicht lange dort am Fluß, ich streunte durch die Weiden und strich auch um die Scheune bei dem abgeernteten Kartoffelacker herum, als müßte Loni wieder so unvermutet wie damals, als ich die Stauden herausgerissen hatte, hinter der Hecke auftauchen. Nun – sie kam nicht wie eine Erscheinung aus der Dornenhecke, aber dort vom Dorf her kam ein Mädchen, es war Loni. Ich legte mich zwischen die Weiden, sie sollte mich nicht sehen, sie sollte nicht denken, daß ich ihr nachlief.

Loni trat an den Haufen mit dem Kartoffelkraut, sie prüfte, ob es trocken genug war, es hatte in den letzten Tagen nicht geregnet, die Stengel waren abgestorben, das Laub war dürr. Da zündete es Loni an, die Flamme schlug empor, der Rauch schwelte über den Acker hin, der Wind blies in die Glut hinein. Loni selber ging zur Scheune hin, vielleicht wollte sie Werkzeuge, Hacken holen und mit heimnehmen.

Ich legte mich auf den Rücken und betrachtete ein paar weiße Wolkenvögel, die vom Herbstwind über das Himmelsblau getrieben wurden. Sollte ich zu Loni hingehen und ihr sagen, daß ich auch in der Stadt oft an sie denken müßte? Sie würde mich vielleicht auslachen. Unschlüssig stand ich auf – und da, ich dachte, das müßte ein fürchterliches Unglück geben, das müßte bestimmt die Scheune anbrennen, mein Gott, die Scheune war voll von trockenem Heu, nein, es war kein Gewitter, kein Blitz, aber das Kartoffelfeuer war vom Wind zu der Hecke hingetrieben worden, die Brombeer- und Schlehdornhecke stand in Flammen, und am Ende der Hecke war doch die Scheune!

Sofort rannte ich zu der Hecke hin, sah denn das niemand außer mir! Der Onkel stand wohl am Ufer und spähte, ob der Schwimmer seiner Angel von einem anbeißenen Fisch in die Tiefe gezerrt wurde, und Loni suchte in der Scheune nach unerfindlichen Dingen, und da, da vor mir knisterte es aus der züngelnden Hecke!

Auf meinem Lauf zur Hecke hin packte ich einen Stock, der da am Boden lag, ich schlug auf das Feuer ein. Nein, mit dieser Gewalt des fortfressenden Feuers wurde ich nicht fertig! Dort die Scheune! Ich schrie, schrie – da hörte der Onkel meine Rufe und da kam auch Loni aus der Scheune gelaufen. Ich brauchte ihnen nichts zu erklären, sie begriffen sofort, daß die Scheune in

Gefahr war. Der Onkel kommandierte wie bei einem Waldbrand, Loni raste mit einigen Hacken herbei, wir trennten ein paar Meter vom Feuerherd entfernt die Hecke, wir schlugen eine Bresche hinein, die Kluft war nun zwei Meter breit, und nun holten wir ein paar Eimer Wasser, schütteten es auf den geretteten Teil der Hecke und verhüteten, daß überspringende Funken neues Feuer entzünden konnten. So nun mochte das Kartoffelfeuer mit dem kleinen Teil der in Brand geratenen Hecke niederglimmen, langsam schwelte die Glut herab, wir hielten Feuerwache, bis sich das ganze Kartoffelkraut in qualmende Asche verwandelt hatte, und dann gossen wir noch ein paar Eimer Wasser darauf.

Nach dem Abendessen, das ich mit meinem Onkel auch an diesem letzten Tag meines Aufenthaltes im „Adler“ einnahm, setzte sich der Wirt Mertel zu uns und brachte für meinen Onkel einen besonders guten Bocksbeutel als Dank für die Rettung der Scheune. Auch ich trank ein Glas Wein, es wurde mir leichter ums Herz, ich wurde fast fröhlich. Ich trat in den nachtdunklen Wirtsgarten hinaus, dort hatte ich vorhin den Schatten Lonis gesehen. Ich trat ihr dort gegenüber, sie lehnte am Stamm eines Kastanienbaumes.

„Ich muß morgen wieder in die Stadt zurück“, sagte ich, „wirst du noch lange daran denken, daß ich bei euch Kartoffeln gestohlen habe?“

„Dummer Lutz“, antwortete sie „du hast sie heute tausendfach bezahlt. Wenn du das Feuer nicht gesehen hättest, wäre es schon bei der Scheune gewesen, bis wir es entdeckt hätten.“

„Mädchen übertreiben gerne“, versuchte ich zu lachen.

„Nun, wenn es dich drückt, daß du bei uns Kartoffeln gestohlen hast“, lachte auch Loni, „dann will ich mir auch etwas von dir stehlen, damit wir quitt sind.“

Und ehe ich es versah, zog sie meinen Kopf zu sich hin, sie war ungefähr so groß wie ich, und sie blickte mich ein paar Herzschläge lang an, so wie mich noch nie ein Mädchen angesehen hatte, und dann küßte sie mich, wahrhaftig, sie küßte mich ...

Aber ebenso schnell, wie sie mich an sich gezogen hatte, ließ sie mich wieder los und lief davon, ins Dunkel hinein. Natürlich lief ich ihr nach. Mir selbst war es, als hätte der Nachtwind ein Feuer über mich hergetrieben und als stünde ich selbst in Flammen wie die Feuerhecke an diesem Nachmittag. Ich fand Loni nicht, sie ließ sich den ganzen Abend nicht mehr sehen, ich sah sie auch am nächsten Morgen nicht, da mich schon früh mein Onkel zur Bahn brachte. Und um es gleich zu sagen, ich sah Loni nie mehr.

Natürlich wollte ich im nächsten Sommer, ja schon in den nächsten Ferien meinen Onkel wieder besuchen, aber er wurde in ein anderes Dorf versetzt, nun ja, ein Jahr ist eine lange Zeit, und ein zweites Jahr verging, und als ich meinen Onkel einmal traf und ihn arglistig fragte, ob er das gute Essen des „Adlers“ nicht zu sehr vermisse, da meinte er, nun ob das mit dem guten Essen im „Adler“ noch so sei, das möchte er sehr bezweifeln. Denn er habe gehört, daß der alte Mertel den „Adler“ inzwischen verkauft habe. Seine Tochter, du kennst sie ja, die Loni, hat inzwischen geheiratet, nach Frankfurt oder Berlin, ich weiß es nicht genau, und da der Mertel keinen Sohn mehr hatte, da hat er eben alles verkauft und ist mit seiner Tochter gezogen ...

Ja, dies ist also schon lange her, Jahre – und dieser Tage bin ich wieder an einem Herbsttag, der genau so funkelte wie damals, in die alte Gegend am Main gekommen. Und da haben sie wieder die Kartoffeln aus den Äckern ge-

holt, und in den Dörfern war der Geruch des frischen Mostes, während die Schwaden aus den Kartoffelfeuern durch die Nußbäume zogen. Die alte Scheune, man sollte es nicht glauben, steht noch dort neben dem Acker, und man sieht keine Bresche, keine Lücke mehr in der Hecke, sie ist ganz dicht hinter dem Kartoffelacker zugewuchert. Ich habe eine Stunde dem qualmenden Kartoffelfeuer zugehört, aber es passierte nichts, die Leute dort waren achtsamer als damals Loni...

Nein, in die Ortschaft bin ich nicht hineingefahren. Vielleicht hieß der „Adler“ jetzt ganz anders, vielleicht war das alte Wirtshaus nun auch wirklich ein stattlicher „Adler“ geworden, es kamen ja jetzt so viele Autogäste, meinerwegen, ich wollte mich darum nicht kümmern. Ich machte einen Umweg um das Dorf herum, ich wollte die neuen Leute nicht sehen, die jetzt im „Adler“ wohnten. Lieber an das alte Kartoffelfeuer denken, an die „Mee-fischli“, die wir brieten – und was tuts, es ist schon lange her, auch an Loni. Ob sie sich auch noch an unser Feuer damals erinnert?

Von den Uhrenglocken auf Burg Geyersberg bei Sesslach

Als das freiherrlich von Lichtensteinische Schloß Geyersberg, 1/8 Stunde östlich von Seßlach gelegen, im Jahre 1839 (Biedermeierzeit) in den Besitz des Grafen Franz Carl von Ortenburg auf Schloß Tambach (Ofr.) übergegangen war, wurden Park und Schloß Geyersberg in ein wahres Eden verwandelt. Da vom Schloßturm aus ein gar prächtiger Blick hinunter auf des turmbewehrte, malerische Grabfeldstädtchen Seßlach und ein wunderbarer Weitblick auf die Veste Heldburg, genannt die „Fränkische Leuchte“, die Ruine Straufheim (1156 urkundlich erwähnt) und die beiden Gleichberge bei Römhild sich offenbarte, war der Schwager des Grafen, Freiherr von Wöllwarth so begeistert, daß er und seine Gemahlin eine Turmuhr mit 2 helltönenden Glocken aus einer ausgezeichneten Metallmischung im nahen Coburg von dem Hofglockengießer Fr. A. Beltz im Jahre 1850 erstellen ließen, deren wunderbarer Klang sich harmonisch mit dem von unserem fränkischen Dichter Friedrich Rückert in einer Ballade verherrlichten Irrglöcklein von Seßlach, das auf dem Seßlacher Rathaus hängt, verband. Stifter und Jahreszahl sind auf den Glocken enthalten.

Der einstige Stadtdiener von Seßlach, Peter Hartmann, der zu Seßlacher Landrichterszeiten auch Polizeidienste versah und an Amts-, Sonn- und Feiertagen in stahlblauer Uniform behelmt und besäbelt durchs Städtchen schritt, horchte immer auf, wenn die Burguhr die 8. oder 9. Abendstunde verkündete, dann läutete Hartmann anschließend das sagenumwobene Irrglöcklein.

In den 1880er Jahren hörte dieses Glockenspiel auf. Wenn auch das Uhrwerk selbst kaputt ist (Teile desselben lagern noch auf dem Dachboden des Schlosses), so sind uns wenigstens die zwei Uhrenglocken, die zwei Kriege mit ihrer Glockenbeschlagnahme überdauerten, erhalten geblieben.

Die Burg Geyersberg, die zu einer Halbruine geworden war, wurde durch Fleischermeister Georg Salb wieder instand gesetzt und ist mit ihrer Burgrestauration zu einem ausgezeichneten Ausflugspunkt des lieben alten Frankenlandes geworden.

Hans Reiser